

IHR NAME LEBT

Ermländische Priester in Leben, Leid und Tod

Von

DR. BRUNO SCHWARK

Domkapitular der Diözese Ermland

Domherr Bernhard Poschmann

Er ist geboren am 3. Dezember 1871, zum Priester geweiht am 1. November 1895 und gestorben in Christburg am 7. April 1947.

Sein Vater war Bauer und Gastwirt in Mehlsack. Der junge Priester wurde Kaplan in Lautern und Kuratus in Johannsburg. Dort lernte er Polnisch. Er wurde dann Pfarrer in Dt. Damerau (Westpr.) und 1918 Pfarrer und Dekan in Christburg. Als solcher wurde er zum Ehren-domherrn ernannt.

Dekan Poschmann war still und zurückhaltend, aber jeder spürte sein feines, priesterliches Wesen. Das machte sein Wirken segensreich und machte ihn auch bei Andersgläubigen sehr angesehen. Die Gemeinde Christburg war zweisprachig, deutsch und polnisch; das gab seelsorgliche Schwierigkeiten und brachte ihm besonders in der Nazizeit viel Anfeindungen und mehrmals Haussuchungen. Wegen des Ansehens, dessen er sich erfreute, wagte man aber nicht, gegen ihn vorzugehen.

Weil man von dem vornehmen Priester guten Einfluß hoffte, schickte ihm Frauenburg auch manchmal etwas schwierige Kapläne.



Ehrendomherr Bernhard Poschmann

Sein Haus hatte den Ruf überaus großer Gastlichkeit. Es gab auch vielen Stütze und Halt, zum Beispiel den Mädchen des in der Nähe befindlichen Arbeitsdienstlagers.

Aus den Briefen der Jahre 1946 und 1947 aus Christburg ergibt sich, daß beim Nahen der Russen der größte Teil der Gemeinde in Christburg blieb. Der Pfarrer blieb darum auch und konnte somit auch vielen Deutschen, solange sie nicht ausgewiesen waren, in Not und Tod beistehen. Am 24. Januar rückten die Russen in Christburg ein. Er mußte sein Haus räumen und konnte erst Mitte Juli wieder einziehen. In der Zwischenzeit hauste er mit etwa 20 Personen in einem Zimmer. In Kleidern wurde geschlafen. Viele Male stand er vor dem Tode, und sein Kaplan erst recht. Im Mai 1946 kamen 400 Mann polnisches Militär, und das Leben wurde etwas

erträglicher, zumal er diese seelsorglich zu betreuen hatte. Das Militär blieb bis November 1946.

Im Herbst 1946 wollte der Domherr gerne nach Deutschland. Der Kaplan sollte ihm aus Allenstein von dem polnischen Administrator Dr. Bensch die Entlassung mitbringen. Dr. Bensch sagte dem Kaplan: „Sie müssen fahren, doch der Herr Domherr muß bleiben, bis ich einen andern Herrn habe.“ Er blieb vorläufig allein mit der übergroßen Arbeit. Schon der Kommunionunterricht der fast 100 polnischen Kinder fiel ihm sehr schwer, da er das Polnische sich erst angelernt hatte. Am Tage vor der Erstkommunion, die erst im Herbst war, trug man ihn nach der Kinderbeichte mit furchtbarem Darmbluten aus der Kirche. Der feine, polnische Arzt, ein Westpreuße, stellte Darmkrebs fest. Ende Oktober kam der neue polnische Pfarrer, und Domherr Poschmann und seine Nichte waren auf zwei Zimmer beschränkt. Acht Wochen vor seinem Tode erreichte ihn aus Saalfeld eine genaue Schilderung von dem Tode seines Neffen Bruno Weichsel. Tief erschüttert schleppte er sich trotz des eiskalten Februars in die Kirche; an der Kommunionbank sank er dem polnischen Pfarrer und seiner Nichte in die Arme. Ein paar Wochen vor seinem Tode diktierte er dieser einen tief bewegenden Abschiedsbrief an seine in der Welt zerstreuten Pfarrkinder.

Von seinen letzten Zeiten und den Leiden darin erzählt seine Nichte den Christburger Pfarrkindern in einem Rundschreiben. Es ist ein Denk-

stein für den edlen Priester, und ich gebe es mit einigen Kürzungen wieder:

„Am Feste des hl. Josef, am 19. März, hielt Euer Domherr zum letzten Male hl. Messe, und zwar in seinem Schlafzimmer, weil es in der Kirche zu kalt war, und vor allem, weil er es teilweise im Sitzen machen mußte. Stehen konnte er der großen Schwäche wegen nicht mehr. In die Kirche schleppte er sich trotz der furchtbaren Kälte bis Anfang Februar, man trug ihn eines Morgens bewußtlos 'raus, an der Kommunionbank sank er zusammen. Erst dann blieb er zu Hause. Auch das Zelebrieren an seinem Hausaltärchen war kaum mehr anzusehen, immer wieder mußte er sich setzen, das Meßbuch zwang er schon lange nicht mehr, so zitterte er vor Schwäche. Haut und Knochen war er ja lange schon. Seit einem Jahr Tag und Nacht zehn- bis zwölfmal aufs Klosett, es war Darmkrebs. Der Darm hing buchstäblich in Fetzen, sagte mir der Arzt schon im November. Und er konnte und konnte eins nur nicht begreifen, wie sich dieser todkranke Mann immer noch in die Kirche schleppte, wie er unter den größten Qualen im Beichtstuhl saß, der Krebs saß ja am Ende des Darmes. ‚Seine Deutschen‘ und auch viele seiner neuen Pfarrkinder warteten so auf ihn, sein Beichtstuhl war ja jeden Sonntagmorgen so belagert, immer noch war er der erste in der Kirche. Wie viele Mühe machte ihm das polnische Predigen, das er bis zum Herbst vorigen Jahres jeden Sonntag mußte, überhaupt die ganze Umstellung auf Polnisch in der gesamten Seelsorge, auch im Schreiben. Manchmal dachten alle, er bricht auf der Kanzel zusammen, so erbärmlich schlecht sah er aus.

Die Gemeinde wuchs ins Riesige. Der Herr Kaplan mußte jeden Sonntag weg auf die neuen Außenstationen - in Liebwalde, Alt-Christburg, Baumgarth, Tiefensee, Blumenau -, überall sind in den Schulen Gottesdienste, überall Hunderte Menschen dazu. Er blieb immer allein hier mit aller Arbeit, bekam oft um 1 Uhr den ersten Schluck Kaffee - an manchen Sonntagen noch nach dem Hochamt drei bis vier Trauungen oder ebensoviel Taufen. Etliche Male versagte ob aller Anstrengung sein Herz; eines Sonntags fand ich ihn zusammengesunken an unserer Haustüre im Schnee liegen, als ich die Tür aufmachte.

Ihr wißt aus meinen Briefen manches aus den Schreckensmonaten, die ja hier von Ende Januar bis in den Mai hinein dauerten. Erst im Juli konnten wir ja in unser Pfarrhaus zurück, aus dem wir schon am ersten Tage heraus mußten. Wie erbärmlich haben wir doch in all den Monaten gehaust, wie viele Male unser Quartier wechseln müssen! Wie viele Male zückten die Russen auch die Pistole auf den Domherrn, schon die ersten Kerle schossen ihm ja ein Loch in den Arm! Wie viele Male sollte er als Geisel mit, weil er immer wieder für andere um Erbarmen bat! An der Kirchhofsmauer, auf dem Hof des Altersheims stand er schon zum Niederknallen bereit. Es war so, als ob eine unsichtbare Hand immer die Waffe stilllegte. Wie schlug er sich so furchtlos durch alle wüsten Russenhorden zu den Sterbenden oder zum Einsegnen der Gräber der

vielen Erschossenen und Umgekommenen! Niemand wagte sich heraus - wie zwang er da oft den Kerlen Achtung und ein ganz erstauntes Stillstehen ab! Wie brach sein Herz fast, als die Transporte der Mädchen und Frauen nach Rußland losgingen, immer an unserem Fenster vorbei, wir wohnten damals bei Lau, so viele seiner Pfarrkinder dabei. Wie weinte er da so bitterlich, daß er da nicht helfen konnte! Der liebe Gott wohnte bis Ende März in einem Schrank unseres Stübchens. Wie erschütternd war es doch, als Mitte März zum erstenmal alle uns besuchten, als die große Registrierung auf den russischen Kommandanturen begann! Was hatten in der Zeit alle durchgemacht, wie verhärtet und verkommen sahen alle aus, wie gab das Wiedersehen nur eins: Tränen, Tränen!

Einen erschütternden Anblick bot unsere schöne Kirche, als der Herr Domherr und ich zum erstenmal Ende März in ihr standen. Ich sehe ihn noch, wie er dastand, ein Zittern durchlief seinen Körper, und er mußte sich rasch an eine Bank stützen. Der Tabernakel erbrochen, die konsekrierten Hostien auf der Erde verstreut im Kot und Unrat. In der Sakristei lag alles zertrampelt auf dem Fußboden, dazwischen Haufen Menschenkot, alles zerrissen und verdreht, das Beste alles weg. Der hl. Antonius in tausend Scherben zertrümmert, die schöne Herz Jesu-Statue durchschossen, Teppiche weg, Orgel kaputt, Lampen usw. Alle Altardecken, Lichte gestohlen, ein wüster Dreckhaufen nur, bis zum Chor hinauf. Drei Wochen sind wir täglich aufräumen gegangen, immer von zwei polnischen Soldaten begleitet, anders war es nicht möglich.

Immer wieder ging der Herr Domherr zu dem russischen Kommandanten und ließ nicht locker, bis man ihm die Benutzung der Kirche freigab. Die Freude beim ersten Gottesdienst nach fast zehn Wochen! Das erste kleine Medizinfläschchen voll Meßwein brachte ein polnischer Offizier bis aus Krakau - hier war weit und breit nichts da -, alles gestohlen, die Hostien backte ich, so kam langsam alles zusammen.

Viel könnte ich Euch von seinem Krankenlager erzählen, von aller so rührenden Geduld, von aller so feinen inneren Bereitschaft, mit der er all seine furchtbaren Schmerzen ertrug. Ich saß in den vielen Nächten so ganz hilflos bei ihm, wenn die Schmerzen so unerträglich waren. Nichts half mehr dagegen. Er streckte ein paarmal so die Arme nach mir aus und rief: ‚Hilf mir doch bloß.‘ Das Herz ist mir rein gebrochen. Der Rücken, Wunde an Wunde, durchgelegen trotz aller Pflege, der Darmausgang ein furchtbarer Anblick, die wahnsinnige Luftnot vom Herzen aus - o Gott, alle Tage und Nächte immer 'raus aus dem Bett auf einen Sessel und wieder zurück, er konnte ja nicht liegen. Am zweiten Ostertag um 5 Uhr nachmittags nahm Gott ihn zu sich zu ewigem Osterjubiläum. Himmlischer Friede lag auf seinem Gesicht sofort, als er tot war.

Das Begräbnis hätte zu deutscher Zeit kaum besser sein können, er hatte sich ja auch bei den Polen ungemein viel Liebe und Achtung erworben. Sie hatten sie ihm immer gezeigt, natürlich nicht alle, aber alle

guten Polen, nun erst recht beim Tode. Der Magistrat ließ ihm eine wunderschöne Gruft ausmauern, - Feuerwehr in Uniform trug den schönen Eichensarg. Acht geistliche Herren, alle, die in der Umgegend da sind, waren gekommen. Herr Pfarrer Gollan (Altmark) hielt die Abschiedspredigt. Polnisch leider, für uns ein Jammer, - doch es wurde uns übersetzt. Der Kirchenchor sang dreistimmig am Grab und in der Kirche, ein langer, langer Zug folgte dem Sarge. Und nun liegt Euer guter Domherr immer wie in einem Blumengarten. Wie zu einer Wallfahrt gehen die Leute an den Sonntagen an sein Grab, immer finde ich Blumen und Blumen.“